

# Heidelberger Konstellationen um 1600. Paul Schede Melissus, Martin Opitz und die Anfänge der *Deutschen Poeterey*

Jörg Robert (Tübingen)

Die herausragende Bedeutung des „Gravitationszentrums“<sup>1</sup> Heidelberg und der calvinistischen Kurpfalz für die Geschichte des deutschen Späthumanismus und für die Konstitution einer deutschen Literatur- und Sprachtradition, die sich mit dem Namen Martin Opitz verbindet,<sup>2</sup> ist dank zahlreicher Forschungserträge der vergangenen Jahre klar zu Tage getreten. Ein von Wilhelm Kühlmann herausgegebener Sammelband zum Heidelberger Späthumanismus hat in einer Reihe von Beiträgen die zentrale Bedeutung des Opitz-Freundes Julius Wilhelm Zingref gewürdigt.<sup>3</sup> Bereits 2004 hat Axel Walter eine andere Figur des Heidelberger Späthumanismus ins Licht gesetzt, den kurpfälzischen Rat und Prinzenzerzieher Georg Michael Lingelsheim (1556–1636), der die Kontinuität zwischen einer älteren und einer jüngeren Heidelberger Generation bzw. Gruppe herstellt;<sup>4</sup> die ältere Forschung sprach in der Regel von unterschiedlichen ‚Kreisen‘.<sup>5</sup>

- 
- 1 Klaus Garber: Zentraleuropäischer Calvinismus und deutsche ‚Barock‘-Literatur. Zu den konfessionpolitischen Ursprüngen der deutschen Nationalliteratur. In: Die reformierte Konfessionalisierung in Deutschland – Das Problem der „Zweiten Reformation“. Wissenschaftliches Symposium des Vereins für Reformationsgeschichte 1985. Hg. von Heinz Schilling. Gütersloh 1986 (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte 195), S. 317–348, hier S. 326.
  - 2 Vgl. in diesem Band die Beiträge von Stefanie Arend und Anselm Steiger.
  - 3 Julius Wilhelm Zingref und der Heidelberger Späthumanismus. Zur Blüte- und Kampfzeit der calvinistischen Kurpfalz. Hg. von Wilhelm Kühlmann. Ubstadt-Weiher 2011 (Mannheimer historische Schriften, Bd. 5). Unter diesen Studien ist Theodor Verweyens Beitrag hervorzuheben, der als Herausgeber der Werke Zingrefs dessen Verpflichtung auf das nationale „Erbe“ betont hat, das dieser im Sinne einer konzertierten „Erinnerungsarbeit und als gedächtniskulturelle Verpflichtung“ verstanden wissen wollte. Theodor Verwey: Julius Wilhelm Zingref (1591–1635). Dichter und Publizist in der Blütezeit der calvinistischen Kurpfalz (ebd., S. 15–48, hier S. 48). Zum Rahmen dieser Überlegungen und zur Konstellation um 1600 vgl. ders.: Pluralisierung und Autorität an der Schwelle zur Literaturrevolution um 1600. In: Maske und Mosaik. Poetik, Sprache, Wissen im 16. Jahrhundert. Hg. von Jan-Dirk Müller und Jörg Robert. Berlin 2007 (Pluralisierung & Autorität Bd. 11), S. 361–396.
  - 4 Axel Walter: Späthumanismus und Konfessionspolitik im konfessionellen Zeitalter – Georg Michael Lingelsheim und sein europäischer Korrespondentenkreis. Tübingen 2004 (Frühe Neuzeit 115).
  - 5 So noch Dieter Mertens: Zu Heidelberger Dichtern von Schede bis Zingref. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 103 (1974), S. 200–241, S. 236: „Der literarisch fruchtbarste der ersten Gruppe ist Schede, der der zweiten Opitz, dem aber Zingref an die Seite zu stellen ist“.

Es lässt sich jedoch bezweifeln, „ob eine derart strikte Trennung bzw. Abgrenzung zwischen einem älteren und einem jüngeren Dichterkreis [...] haltbar ist“. <sup>6</sup> Gerade die kontinuierliche Rolle Georg Michael Lingelsheims in dieser ‚Konstellation Heidelberg um 1600‘ spricht gegen eine entschiedene Trennung. Der Streit um die zwei Heidelberger Kreise hat eine lange Tradition; er reicht im Grunde zurück in die historische Konstellation selbst und prägt deren innere, generationelle Dynamik und literarhistorische Selbstbeschreibung. Denn die Kontroverse um Kontinuität und Neueinsatz bestimmt nicht nur die innere Geschichte des Heidelberger Späthumanismus, sondern betrifft auch die Voraussetzungen jener Literaturreform, die entscheidend von jenem Martin Opitz ausgehen sollten, der aufs engste sowohl mit Georg Michael Lingelsheim als auch mit Julius Wilhelm Zingref verbunden war. <sup>7</sup> Letzterer war es, der zuerst Martin Opitz’ *Teutsche Poemata* in einer unautorisierten Ausgabe publizierte, die 1624 in Straßburg erschien; sie wurde noch im selben Jahr durch eine Fassung kassiert, die Opitz selbst in Breslau besorgte.

In der Heidelberger Doppelgeneration und -konstellation fehlt ein Name: der des Paul Schede Melissus. Nach wechselvollen und ereignisreichen Jahren im Umkreis der Großen, die ihn nach Italien, Frankreich und England führten, wurde er im Jahre 1586 durch Pfalzgraf Johann Kasimir als kurpfälzischer Rat und Vorsteher der *Bibliotheca Palatina* nach Heidelberg berufen, wo er bis zu seinem Tod (3.2.1602) wirkte. Die Forschung zum Späthumanismus hat Paul Schede Melissus in zweifacher Hinsicht gewürdigt: prosopographisch im Hinblick auf seine führende Stellung in der (frühen) Heidelberger Konstellation, poetisch aber als einen der herausragenden neulateinischen Dichter vor 1600, der in seinen Sammlungen – *Schediasmata poetica* (1574 und revidiert 1586), *Schediasmatum reliquiae* (1575) und *Meletemata pia* (1595) – das souveräne Verfügen über das Spektrum neulateinischer Formen, Gattungen und Sprechweisen mit Versuchen verband, in der produktiven Auseinandersetzung mit den bewunderten, auch persönlich bekannten Dichtern der Pléiade (Pierre de Ronsard, Marc-Antoine de Baïf) die neulateinische Poesie und Poetik auf eine internationale

6 Walter (Anm. 4), S. 176.

7 Diese Konstitution ist in den vergangenen Jahren intensiv und teils kontrovers erörtert worden. Ich beschränke mich auf eine Auswahl der rezenten Titel: Nicola Kaminski: *Ex Bello Ars* oder *Der Ursprung der „Deutschen Poeterey“*. Heidelberg 2004; Jörg Robert: *Martin Opitz und die Konstitution der Deutschen Poetik. Norm, Tradition und Kontinuität zwischen Aristarch und Buch von der Deutschen Poeterey*. In: *Euphorion* 98 (2004), S. 281–322; Ders.: *Vetus Poesis – nova ratio carminum*. Martin Opitz und der Beginn der *Deutschen Poeterey*. In: Müller/Robert (Anm. 3), S. 397–440; flankierend dazu Robert Seidel: *Späthumanismus in Schlesien. Caspar Dornau (1577–1631). Leben und Werk*. Tübingen 1994 (*Frühe Neuzeit* 20); Wilhelm Kühlmann: *Gelehrtenrepublik und Fürstenstaat. Entwicklung und Kritik des deutschen Späthumanismus in der Literatur des Barockzeitalters*. Tübingen 1982 (*Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur* 3).

Grundlage zu stellen, die nun auch das Formenarsenal petrarkistischer und volkssprachiger Formen integrierte.<sup>8</sup>

Dennoch bleibt Schedes Bild innerhalb der Konstellation ‚Heidelberg um 1600‘ im Vergleich zu dem der Kristallisationsfiguren Lingsheim und Zingref merkwürdig unterbelichtet. Seit der Pionierstudie von Pierre de Nolhac (von 1923)<sup>9</sup> ist keine

8 Den besten Überblick über Schedes lateinische Werke vermitteln Wilhelm Kühlmann, Robert Seidel und Hermann Wiegand in ihrer monumentalen Anthologie „Humanistische Lyrik“ (mit Bibliographie und Kommentar). Schede wird hier als einer der „angesehensten Vertreter der europäischen Gelehrtenrepublik überhaupt“ gewürdigt. Humanistische Lyrik des 16. Jahrhunderts. Lateinisch und deutsch. Hg. von Wilhelm Kühlmann, Robert Seidel und Hermann Wiegand. Frankfurt/Main 1997 (Bibliothek deutscher Klassiker 146), S. 753–861, 1395–1483, das Zitat hier S. 1397. Zum Aspekt der Zweisprachigkeit vgl. meinen Beitrag: *Deutsch-französische Dornen: Paul Melissus Schede und die Pluralisierung der späthumanistischen Poetik zwischen Latinität und Volkssprache(n)*. In: Abgrenzung und Synthese. Lateinische Dichtung und volkssprachliche Traditionen in Renaissance und Barock. Hg. von Marc Föcking und Gernot M. Müller. Heidelberg 2007 (GRM-Beiheft 31), S. 207–229. Einen Überblick über Schedes Leben und Werk bieten die Darstellungen von Eckart Schäfer: Paulus Melissus (Schede). In: Deutsche Dichter der frühen Neuzeit (1450–1600): Ihr Leben und Werk. Hg. von Stephan Füssel. Berlin 1993, S. 545–560; Ders.: Paul Melissus Schede (1539–1602). Leben in Versen. In: Humanismus im deutschen Südwesten. Biographische Profile. Hg. von Paul Gerhard Schmidt. Sigmaringen 1993, S. 239–263; noch immer grundlegend ist Eckart Schäfer: Deutscher Horaz. Conrad Celtis – Georg Fabricius – Paul Melissus – Jacob Balde. Die Nachwirkung des Horaz in der neulateinischen Dichtung Deutschlands. Wiesbaden 1976, S. 65–108; ferner Ders.: P. Melissus – der erste deutsche Petrarkist? In: Francesco Petrarca in Deutschland. Seine Wirkung in Literatur, Kunst und Musik. Hg. von Achim Aurnhammer. Tübingen 2006 (Frühe Neuzeit, Bd. 118), S. 91–110; Ders.: Die Freundschaft zwischen Ianus Dousa und Paulus Melissus. In: Ianus Dousa. Neulateinischer Dichter und klassischer Philologe. Hg. von Eckard Lefèvre und Eckart Schäfer. Tübingen 2009, S. 213–253; weiterführend auch Ralf Georg Czapla: Zwischen politischem Partizipationsstreben und literarischer Standortsuche. Die Italienreise des pfälzischen Späthumanisten Paul Schede Melissus (1539–1602). In: Poetische Kleinformen und ihre Funktionen zwischen Renaissance und Aufklärung. Hg. von Beate Czapla, Ralf Georg Czapla und Robert Seidel. Tübingen 2003 (Frühe Neuzeit, Bd. 77), S. 217–255; Robert Seidel: „Virtute constanti rebelles“. Die poetische Freundschaft des deutschen Dichters Paul Schede Melissus mit Justus Lipsius zur Zeit des niederländischen Freiheitskrieges. In: The World of Justus Lipsius. [...] Hg. von Marc Laureys. Turnhout 1989, S. 137–171; Wilhelm Kühlmann: Ein Heidelberger Dichter wünscht „prädestiniert“ zu sein. Zur Behandlung konfessionalistischer Positionen in der geistlichen Lyrik des deutschen Späthumanismus, ausgehend von einer Ode des Paul Schede Melissus (Meletemata I, 21) von 1595. In: Prädestination und Willensfreiheit. Luther, Erasmus, Calvin und ihre Wirkungsgeschichte. Festschrift für Theodor Mahlmann zum 75. Geburtstag. Hg. von Wilfried Härle und Barbara Mahlmann-Bauer. Leipzig 2009 (Marburger Theologische Studien 99), S. 146–158; Ders.: Poetische Hexenangst: zu zwei Gedichten des pfälzischen Humanisten Paul Melissus (1539–1602) und ihrem literarischen Kontext. In: Das Berliner Modell der mittleren deutschen Literatur. Hg. von Christiane Caemmerer. Amsterdam 2000, S. 153–174, abgedruckt auch in Wilhelm Kühlmann: Vom Humanismus zur Spätaufklärung. Ästhetische und kulturgeschichtliche Dimensionen der frühneuzeitlichen Lyrik und Verspublizistik in Deutschland. Hg. von Joachim Telle, Friedrich Vollhardt und Hermann Wiegand. Tübingen 2006, S. 323–341, sowie (ebd., S. 342–353): Humanistische Geniedichtung in Deutschland. Zu Paul Schede Melissus’ „Ad Genium suum“.

9 Pierre de Nolhac: Un poète Rhenan, ami de la Pléiade: Paul Melissus. Paris 1923.

weitere Monographie (oder Biographie) über Schede erschienen. Seine Korrespondenz liegt größtenteils unbearbeitet und unediert in der Bayerischen Staatsbibliothek zu München, keine neuere Studie erschließt umfassend den Formenreichtum und sozialitären Resonanzraum seiner drei *Schediasmata*-Sammlungen. Noch unbefriedigender steht es um einen anderen Sektor seines Werkes, um den es hier gehen soll. Denn Melissus Schede war nicht nur einer der großen Vertreter der *Musa neolatina*, sondern auch einer der Pioniere der deutschen Dichtung in der Generation vor Opitz. Hier sind zwei Komplexe zu nennen. Der quantitativ weitaus umfangreichste Teil des *Melissus Germanicus* besteht in der durch Kurfürst Friedrich III. 1570 angeforderten Übertragung des sogenannten Hugenottenpsalters, der französischen Psalmenübertragung durch Théodore de Bèze und Clement Marot (1563). Melissus publizierte 1572 die ersten 50 Psalmen, der „erste Versuch romanische Versmasse im Nhd. nachzubilden“,<sup>10</sup> die übrigen vollendete er bis 1576.<sup>11</sup> Da der Kurfürst schon 1573 die in der Folge mehrfach wieder aufgelegte Übertragung des Ambrosius Lobwasser für den calvinistischen Gemeindegesang in seinem Territorium autorisierte, blieben diese Übertragungen ungedruckt.<sup>12</sup> Dies gilt auch für acht weitere, verstreut überlieferte deutsche Dichtungen Schedes,<sup>13</sup> die sich – mit mehr Recht als Petrarcas *Canzoniere* – als Schedes *rerum vulgarium fragmenta* bezeichnen lassen. Unter ihnen befindet sich ein Korpus von fünf Texten, das eine noch zu wenig gewürdigte Rolle bei jener Neukonstitution der deutschen Literatur gespielt hat, die mit dem Namen Martin Opitz verbunden ist. Diese fünf Spezimina werden zum Anlass eines Dissenses, der ein Licht auf die unterschiedlichen literaturprogrammatischen Ziele und poetologischen Konzeptionen des Jahres 1624 wirft. Denn Schedes *Germanica* erscheinen an prominenter Stelle: im Anhang von Julius Wilhelm Zingrechs Straßburger Ausgabe der *Teutschen Poemata* des Martin Opitz (1624).

10 Di Psalmen Davids in Teutsche gesangreymen nach Französicher melodeien und sylben art mit sönnderlichem fleise gebracht (Heidelberg 1572); moderne Ausgabe: Max Hermann Jellinek: Die Psalmenübersetzung des Paul Schede Melissus (1572). Halle 1896, S. LII. Vgl. Ralf Georg Czapla: Transformationen des Psalters im Spannungsfeld von gemeinschaftlicher Adhortation und individueller Meditation. Paul Schedes „Psalmen Davids“ und „Psalmi aliquot“. In: Der Genfer Psalter und seine Rezeption [...]. Hg. von Eckhard Grunewald u. a. Tübingen 2004 (Frühe Neuzeit, Bd. 97), S. 195–215.

11 Brief an Joachim (II) Camerarius vom 14. 3.1598: „Omnes Psalmos transtuli ego quoque jussu Frid. 3. El. Pal. ad imitationem Gallicorum, observatis generibus carminum et caesuris, quas miserimê corrupt Lobasser“. (Cod. Clm. 10368, Nr. 331, München, Bayerische Staatsb). Nach Eckart Schäfer: Die Dornen des Paulus Melissus. In: *Humanistica Lovaniensia* 22 (1973), S. 217–255, hier S. 217.

12 Erich Trunz: Ambrosius Lobwasser. Humanistische Wissenschaft, kirchliche Dichtung und bürgerliches Weltbild im 16. Jahrhundert. In: *Deutsche Literatur zwischen Späthumanismus und Barock. Acht Studien*. Hg. von Erich Trunz. München 1995, S. 83–186, hier S. 176–183 [Vergleich der Psalmenübersetzungen Luthers, Bedas, Schedes, Lobwassers und Philipps von Winneberg (1588)].

13 Jellinek (Anm. 10), S. IXf.

Dass dies nicht nur aus „Verehrung des älteren Heidelberger Kreises“<sup>14</sup> durch den Editor Zinzgref geschieht, soll in zwei Schritten gezeigt werden. 1. Ausgangspunkt ist Martin Opitz' *Buch von der deutschen Poeterey*, in dem die deutschen Dichtungen Schedes gewissermaßen palimpsestartig präsent sind. An der Art und Weise, wie sich Opitz mit Schede auseinandersetzt, oder besser: *nicht* auseinandersetzt, wird seine eigene Autorisierungs- und Begründungsstrategie greifbar. Von hier aus ist 2. ein Bogen zu Zinzgrefs Ausgabe der *Teutschen Poemata* des Opitz zu schlagen, die ein radikal anderes Programm der deutschen Dichtung entwirft, in dem nun Schede eine, geradezu die tragende Brückenfunktion einnimmt. Hier wird am Beispiel des ersten deutschen Schede-Gedichts über die Struktur und Funktion dieses Anhangs zu reden sein. An Schede – so die These – scheiden sich um 1600 die Geister und die Literaturprogramme. Er ist *die* Figur des Übergangs und bleibt als solche ein Stein des Anstoßes zwischen den Freunden Zinzgref und Opitz. Man könnte sogar noch einen Schritt weitergehen: Opitz verfasst seine *Poeterey* geradezu mit dem Ziel, das Andenken des älteren Autors und Vorreiters einer volkssprachlichen Dichtung zu verdunkeln.<sup>15</sup>

### Schede im *Buch von der Deutschen Poeterey*

Unsere Spurensuche beginnt im Jahr 1620. Als die Truppen der Spanier und der katholischen Liga auf Heidelberg zukamen, musste der knapp 23-jährige Martin Opitz aus Heidelberg fliehen, wo er sich seit 1619 aufgehalten hatte.<sup>16</sup> Er wandte sich in die Niederlande, nach Leiden, wo er den berühmten Philologen und Autor der *Nederduytschen Poemata* (1608), Daniel Heinsius, kennenlernte. Vor seiner Flucht hinterließ er dem älteren Freund Julius Wilhelm Zinzgref ein Konvolut von deutschen Dichtungen, die dieser nach seiner eigenen Flucht aus Heidelberg 1622 nach Straßburg brachte, wohin er als Dolmetscher des französischen Botschafters Guillaume Marescot gelangt war.

14 Martin Opitz: Gesammelte Werke. Kritische Ausgabe. Hg. von George Schulz-Behrend. Bd. II, 1. Stuttgart 1979, S. 220 Anm. zu 4\*. Zu Zinzgref und seiner Bedeutung für den Heidelberger Späthumanismus vgl. Dieter Mertens: Julius Wilhelm Zinzgref und das Problem des Späthumanismus. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 150 (2002), S. 185–207; Theodor Verweyen: Parallel lives. Martin Opitz and Julius Wilhelm Zinzgref. In: Early modern German literature 1350–1700. Hg. von Max Reinhart Rochester 2007, S. 823–852; Theodor Verweyen, Wolfgang Srb: Konkurrenz oder Koexistenz? Dichten in lateinischer und deutscher Sprache am Beispiel einiger Texte Julius Wilhelm Zinzgrefs und im Kontext der Reform Martin Opitz. In: Euphorion 101 (2007), S. 415–450.

15 Opitz' Umgang mit den Quellen, der v. a. in der Ausgabe von Witkowski dokumentiert ist, verdiente eine eigene Untersuchung auf der Höhe der Intertextualitätstheorie. Dies betrifft sowohl die poetischen Bearbeitungen als auch den Umgang mit den poetischen Beispielen in der *Poeterey*; hinzu käme die Frage nach dem Verhältnis zur poetologischen und metrologischen Tradition (Scaliger, Heinsius, Ronsard).

16 Wilhelm Kühlmann: Martin Opitz. Deutsche Literatur und deutsche Nation. Heidelberg 2001, S. 30f.

In Straßburg beförderte Zingref die Dichtungen des Freundes im Jahr 1624 zum Druck.<sup>17</sup> Noch im selben Jahr distanzierte sich Opitz von dieser Ausgabe in seinem *Buch von der deutschen Poeterey* (1624). Beiläufig kommt er auf die Straßburger Unternehmung zu sprechen. Es sei ein Buch,

das zum theil vor etlichen jahren von mir selber / zum theil in meinem abwesen von andern vngeordnet vnd vnversehen zuesammen gelesen ist worden / [warum] ich alle die bitte denen es zue gesichte kommen ist / sie wollen die vielfältigen mängel vnd irrungen so darinnen sich befinden / beydes meiner jugend / (angesehen das viel darunter ist / welches ich / da ich noch fast ein knabe gewesen / geschrieben habe) vnnd dann denen zuerechnen / die auß keiner bösen meinung meinen gueten namen dadurch zue erweitern bedacht gewesen sein.<sup>18</sup>

Die Abfuhr für Zingrefs Bemühungen ist harsch. In der vorliegenden Form komme die „vberleitete edition“ einer Rufschädigung gleich. „Zu der rettung meines gerüchtes“ plane er eine neue Ausgabe, die „in gewisse Bücher“ abgeteilt sei. Über den zitierten Absatz und Opitz’ Gründe zur Revision ist viel gerätselt worden. Drei Aspekte werden deutlich: 1. Die Sammlung ist unautorisiert; fast erweckt Opitz den Eindruck, die Manuskripte seien entwendet und als tumultuarischer („übereilt“) Raubdruck publiziert worden. 2. Die Sammlung ist ungeordnet, 3. sie ist fehlerhaft, enthält „Mängel und Irrungen“. Dies lässt sich formal wie inhaltlich verstehen. Einerseits sind die „drucktechnischen Mängel“ der Straßburger Edition gemeint,<sup>19</sup> aber doch nicht nur. Andererseits ist erkennbar, dass das metrische Doppelgesetz der *Poeterey* – Akzent- und Alternationsregel – noch nicht systematisch beachtet wird.

Das Urteil ist am Ende vernichtend. Zingrefs Name wird gar nicht genannt, es ist der Gestus der größtmöglichen Distanz. Gewiss: Opitz verfolgte mit seinen *Teutschen Poemata* andere Ziele, auch mag eine Berufung auf den Reformierten Schede inopportun gewesen sein. Doch scheinen literaturstrategische Gründe im Vordergrund zu stehen. Denn die Kritik an der Straßburger Edition findet sich nicht zufällig im fünften Kapitel der *Poeterey*, das eine neue, an den klassischen Gattungen und Paradigmen ausgerichtete Lehre von den poetischen Genera entfaltet. Diese zielte auf die Integration der deutschen Poesie und Poetik in einen humanistischen Horizont.<sup>20</sup> Dieser klassizistische Impuls, der auch die Neuausrichtung der Metrik zeigt, führte wiederum zu

17 Die Straßburger Fassung ist greifbar in der Ausgabe Martin Opitz: *Teutsche Poemata*. Abdruck der Ausgabe von 1624 mit den Varianten der Einzeldrucke und der späteren Ausgaben. Hg. von Georg Witkowski. Halle 1892; Achim Aurnhammer: *Zingref, Opitz und die sogenannte Zingref’sche Gedichtsammlung*. In: Kühlmann (Anm. 3), S. 263–283, hier S. 263ff. zu Umständen und Struktur der Publikation.

18 Martin Opitz: *Buch von der Deutschen Poeterey* (1624). Studienausgabe. Hg. von Herbert Jaumann. Stuttgart 2002 (Reclam UB 18214), S. 31f.

19 Kühlmann (Anm. 16), S. 31.

20 Vgl. Robert (Anm. 7), bes. S. 423.

Widersprüchen mit der romanischen und v. a. der Pléiade-Tradition, die in Poesie wie Poetik keine geringere Autorität darstellte. So entfaltete Opitz im Grunde eine doppelte Poetik, die sich einerseits an den klassischen Gattungen, andererseits – z. B. für die Sonettgedichtungen – an den romanischen Paradigmen orientierte.<sup>21</sup>

Dieser neue und ambitionierte Versuch, die deutsche Dichtung auf klassische Formen zu beziehen, war wesentlich durch das Beispiel des Daniel Heinsius beeinflusst. Er bedeutete jedoch *auch* eine Absetzbewegung gegenüber der Zingref'schen Sammlung – Poetik aus *Polemik* gewissermaßen. Es gibt manche Spur in der *Poeterey*, die erkennen lässt, wie genau Opitz die Zingref'sche Edition studiert hatte und was ihm insbesondere missfiel. Die „mängel und irrungen“ auf den beschriebenen Ebenen waren das eine. An zentraler Stelle, im siebten Kapitel, das sich schließlich auf die beiden metrisch-prosodischen Gesetze zubewegt, zitiert Opitz einen Vers aus einem deutschen Gedicht des Melissus Schede: „Auch nicht wie Melißus: *Rot rößlein wolt' ich brechen / für / Rote rößlein*“.<sup>22</sup> Dieser Vers beweist, dass Opitz Zingrefs Anhang gut studiert hat, denn nur aus Zingrefs Straßburger Edition konnte er folgenden Text gekannt haben, dessen Anfang nachfolgend wiedergegeben wird:

ROt Röslein wolt' ich brechen  
 Zum hübschen Krentzelein:  
 Mich Dörner thaten stechen  
 Hart in die finger mein.  
 Noch wolt' ich nit lan ab.  
 Ich gunt mich weiter stecken  
 In Stauden vnd in Hecken:  
 Darin mirs wunden gab.

2.

O dorner krum' vnd zacket /  
 Wie habt jhr mich zerschrunt?  
 Wer unter euch kompt nacket /  
 Der ist gar bald verwunt.  
 Sonst zwar könt jhr nichts mehr:  
 Ihr keiner Haut thut schonen /  
 Noch nitlicher Personen /  
 Wans gleich ein Göttin wer.<sup>23</sup>

[es folgen vier Strophen]

21 Robert (Anm. 7), S. 420–426.

22 Opitz (Anm. 18), S. 48.

23 P. Schede Melissus. In: Martin Opitz: Gesammelte Werke. Kritische Ausgabe. Hg. von George Schulz-Behrend. Bd. II, 1. Stuttgart 1979, S. 223 (= Anhang Nr. [6\*]). Dazu Jörg Robert: Manierismus des Niedrigen. Paul Schede Melissus und die deutsche Lyrik um 1600. In: *Daphnis* 39 (2010), S. 577–610.

Der Vers „Rot röslein wolt' ich brechen“ ist zu beanstanden, weil hier das auslautende „e“ in „rot“ apokopiert sei – scheinbar eine prosodisch-metrische Quisquilie und Pedanterie. Doch die Stelle verdient genauere Betrachtung, denn sie lässt in nuce den Geist der Reform erkennen. Dieser erschließt sich am Umgang mit dem Komplex ‚Gesetz und Regel‘. Opitz argumentiert wie auch sonst *legalistisch*, immer im Hinblick auf „gewisse [d. h. fest bestimmte] Gesetze“. Einerseits betont er dabei den Rechtsgrundsatz „nulla poena sine lege“, sofern er konzediert, dass „niemandt bißher nicht gewesen ist / der in diesem [d. h. der Apokope] nicht verstossen“. <sup>24</sup> Dies sichert jedoch nicht vor Strafe. Opitz leitet die Norm aus der Natur der deutschen Sprache ab und stellt damit Prosodie und Metrik auf eine gewissermaßen naturgesetzliche Grundlage. Von hier aus wird die positive und konventionelle Gesetzgebung als willkürlich und naturwidrig gebrandmarkt. Auch Prosodie und Metrik müssen ‚gemäß der Natur‘ eingerichtet sein. Gesetze werden mithin nicht erfunden oder statuiert, sondern vorgefunden bzw. entdeckt. Die Kunst (der Dichtung) ruht auf der Natur (der Sprache), der zu ihrem Recht verholfen werden muss. Opitz, solchermaßen zum Anwalt und Stellvertreter der Natur (der Sprache) geworden, kann daher die Normverfehlungen älterer Dichtung wie Schede qua metrischem Naturrecht verurteilen. Metrik trägt keinen konventionellen oder historischen Index, sondern leitet ihre Normativität aus einer Idee des naturgemäßen Sprechens – *secundum naturam loqui* – ab.

Damit ergeben sich Parallelen zu Opitz' Naturrechtslehre im Allgemeinen, wie sie etwa im *Trostgedicht* oder in *Vesuvius* entfaltet wird: „Auff, ruste deine Hand, reiß auß das grimme Schwerdt / Dem Volcke, das Gesetz' und Billigkeit verkehrt“, heißt es am Ende des Lehrgedichts *Vesuvius* (1633). <sup>25</sup> Wie der Bürgerkrieg Anomie im sozialen und politischen Raum erzeugt, so die Missachtung und Unkenntnis der Regeln im poetologischen. Der Dichter-Poetologe muss sich daher zuerst als mahnender Legislator bewähren, der die anarchische Praxis in „gewisse regeln vnd gesetze“ bringt. <sup>26</sup>

24 Opitz (Anm. 18), S. 48.

25 Opitz: *Vesuvius*. In: *Weltliche Poemata*. Frankfurt/Main 1644. Ndr. hg. von Erich Trunz. 2 Bde. Tübingen 1975 (Deutsche Neudrucke: Reihe Barock 2), hier Bd. 1, S. 83; dazu Ralph Häfner: Götter im Exil. Frühneuzeitliches Dichtungsverständnis im Spannungsfeld christlicher Apologetik und philologischer Kritik (ca. 1590–1736). Tübingen 2003 (Frühe Neuzeit, Bd. 80), S. 200–224; ders.: *Naturae perdiscere mores*. Naturrecht und Naturgesetz in Martin Opitz' wissenschaftlichem Gedicht ‚Vesuvius‘. In: *Zeitschrift für Germanistik* 19 (2009), S. 41–50; den besten Gesamtüberblick bietet Claus Zittel: *La terra trema*. Unordnung als Thema und Form im frühneuzeitlichen Katastrophengedicht (ausgehend von Martin Opitz, ‚Vesuvius‘). In: *Zeitsprünge* 12 (2008), S. 385–427; zum Vergleich instruktiv: Wilhelm Kühlmann: Der Jesuitendichter und die Naturkatastrophe – Bemerkungen zur Kombinatorik von Textklassen und Diskursen in Jacob Bidermanns poetischer Verarbeitung des Vesuviusausbruchs von 1631 (*Campanum, seu Vesuvius Flagrans*). In: ‚Parodia‘ und Parodie. Aspekte intertextuellen Schreibens in der lateinischen Literatur der Frühen Neuzeit. Hg. von Reinhold F. Glei und Robert Seidel. Tübingen 2006 (Frühe Neuzeit, Bd. 120), S. 209–240.

26 Opitz (Anm. 18), S. 14 (Kap. 1).

Die poetische Ordnung und Gesetzgebung ist von der politischen nicht ablösbar. Freiheit und Zwang, Regel und Anomie bilden in beiden Feldern feste Oppositionen – so auch im siebten Kapitel des *Buches von der Deutschen Poeterey*, dem des Schede-Zitats. Sieht man auf diese naturrechtlichen Begründungszusammenhänge, erscheint die Alternierungsregel als ein Gesetz, das die ‚alte Freiheit‘ der deutschen Sprache nicht *beschränkt*, sondern *bewahrt*. Denn der Daktylus, so Opitz, lässt sich „in vnserer sprache / wann man dem gesetzte der reimen keine gewalt thun wil / so wenig zwingen [...] als *castitas*, *pulchritudo* vnd dergleichen in die Lateinischen hexametros vnnnd pentametros zue bringen sind.“<sup>27</sup>

Wie gesagt: Opitz räumt wiederholt ein, dass nicht einmal er selbst die neuen Gesetze „vor der zeit [...] genawe in acht genommen [habe].“<sup>28</sup> Sie verdanken sich der Invention und Erkenntnis des *poeta vates*, der mit divinatorischer Kraft in die Natur der metrisch-prosodischen Regeln eindringt. Umso perfider, aber auch notwendig das Urteil über den Schede-Vers. Denn dieser Vers ist ja – Apokope zugegeben – auch und gerade im Opitz’schen Sinne ein *korrekter* Vers. Das gilt übrigens (beinahe) für das gesamte metrische Schema des Röslein-Liedes aus dem Zingref-Anhang (Nr. 6), wie dessen erste Strophe zeigt. Dieses Gedicht ist kein gutes Beispiel für die prosodisch-metrische Anarchie, die Opitz für die zeitgenössische Dichtung diagnostiziert – eher im Gegenteil. Es fällt schwer, im gesamten Bestand der vor-opitzianischen Lyrik einen Text zu benennen, der diesen Regeln derart vollständig *entspricht*. Allein die Auftaktjunktur „Rot Röslein“ fällt aus dem Rahmen, aber dies nur, weil Schede – so könnte man sagen – die Alternierungsregel gerade zu realisieren bemüht ist. Der Beginn des Textes wird durch eine Anomalie markiert, die in manierterter Simplizität, im *sermo humilis* des Liedtones, eine markante Ausdrucksgebärde mit schwebender Akzentuierung formt. Die Anomalie verweist und deutet geradezu auf eine Norm oder Regel, die dieses Gedicht und seine metrische Struktur durchgehend bestimmt: die Norm des Akzent- und des Alternierungsgesetzes. Dass Schede in den Stücken des Zingref-Anhangs und in den Psalmenübersetzungen diese Regel nur hier ausnahmsweise streng befolgt, steht auf einem anderen Blatt. Denn wie der frühe Opitz baut Schede seine deutschen Verse nach dem silbenzählenden Prinzip der romanischen Lyrik, der er in der (Teil-)Übersetzung des Hugenotten-Psalters folgt. Dies wiederum deckt sich mit einem wichtigen Teil der indigenen deutschen Liedpraxis des 16. Jahrhunderts, auf die dieses Gedicht zurückweist. Es handelt sich um ein stollig gebautes Lied, das im Aufgesang einen Wechsel von sieben- und sechssilbigen Versen zeigt, im vier Verse umfassenden Abgesang einen Wechsel von sechs- und siebensilbigen Versen. Abgesehen von dem epithalamischen Sonett auf Jörgen von Averli und seine Braut Adelheit von

27 Opitz (Anm. 18), S. 52.

28 Opitz (Anm. 18), S. 52.

Grauwart folgen alle deutschen Schediana dieser Struktur, nicht jedoch – das ist wichtig – der strikten Einhaltung der Akzentregel.

Das heißt also: Schedes Rosenlied verbindet silbenzählendes und akzentuierendes („wägendes“) Prinzip. Diese Einheit ist jedoch nicht normativ, sondern akzidentell. Die Norm bleibt das romanische Prinzip der festen Silbenzahl im Vers. Dennoch lässt sich das Rosina-Lied und seine metrische Form im Sinne der Evolutions- und Systemtheorie als „preadaptive advance“<sup>29</sup> verstehen. Hier werden beiläufig jene Regeln erfüllt, die Martin Opitz später – von Heinsius und dessen Herausgeber Petrus Scriverius kommend – systematisch und prospektiv zu erfüllen sucht. Opitz’ Gesetzgebung isoliert eine Option, die im evolutionären Repertoire der traditionellen Lieddichtung des 16. Jahrhunderts immer schon angelegt war. Keineswegs zufällig fällt Opitz’ Wahl gerade auf dieses Gedicht, um den Verstoß gegen eine im Grunde nachrangige Regel zu demonstrieren. Wie leicht wäre es gewesen, angesichts des wortreich beklagten „Mangel(s) anderer deutschen exempla“<sup>30</sup> gerade *diesen* Text als leuchtende Ausnahme zu zitieren und den Autor als große Vermittlergestalt pietätvoll hervorzuheben. Opitz tut es nicht, im Gegenteil. Er nutzt vielmehr das siebte Kapitel der *Poeterey* nicht nur dazu, sein eigenes Gesetz zu formulieren. Er nutzt es auch, dieses Gesetz als *sein* Gesetz, d. h., seine Erfindung und Erkenntnis zu installieren und damit sich selbst als Archegeten der deutschen Dichtung zu zeigen. Dazu werden konsequent alle ambitionierten – und erfolgreichen – Vorgänger kritisch verworfen, zumal diejenigen, die zeitlich und räumlich nahe liegen. Schede selbst wird für zwei weitere Verse des Zingref-Anhangs gerügt. Sie stammen aus einem Epithalamion für Otto Clant von Scharmeeer. Auch sie sind – im Sinne der metrischen Doppelregel – korrekt, werden aber wegen prosodisch-grammatischer Lizenzen (angehängtes ‚e‘ im Nominativ) gebrandmarkt. Ähnliches gilt für Schedes Konkurrenten in der Psalmen-Übertragung, Ambrosius Lobwasser, der ebenfalls der Kritik verfällt.<sup>31</sup>

### Erinnern und Vergessen – Schede im Zingref-Anhang

Opitz’ Umgang mit Schede Melissus und seinen *rerum vulgarium fragmenta* ist zwiespältig, ambivalent im psychologischen Vollsinn des Wortes. Einerseits lässt sich

29 Zum Begriff vgl. Niklas Luhmann: Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt/Main 1997, S. 512; vgl. Luhmanns prägnante Definition in Soziologische Aufklärung 3: Soziales System, Gesellschaft, Organisation. Opladen 1981, S. 178–197, hier S. 191: „Preadaptive advances sind sozusagen Lösungen für Probleme, die noch gar nicht existieren.“

30 Opitz (Anm. 18), S. 26.

31 Opitz (Anm. 18), S. 51. Die zweite und dritte Schede-Stelle findet sich ebd. S. 51. Kritisiert werden zwei Verse des Brautliedes an Otto Clant von Scharmeeer (GW II, 1, S. 229–231, hier beide S. 230, Verse 42 und 52). Zu Lobwasser vgl. Trunz (Anm. 12).

beobachten, wie genau und sensibel Opitz die wenigen im Zincgref-Anhang gedruckten Schediana liest – andere, weitere scheint er nicht zu kennen oder nennt er doch nicht. Ebenso wenig wird Schedes eigene patriotische Spracharbeit gewürdigt. Eine *introductio in linguam Germanicam* und ein *Dictionarium Germanicum* erwähnt Schede selbst in der Vorrede zu den Psalmen.<sup>32</sup> Zincgref nennt die „observationes Melissi germanicae“ noch in einem Brief an Lingelsheim vom 16. Juni 1630. Sie seien durch den Geiz des kurpfälzischen Rates Gernanus oder durch den der Buchhändler nie publiziert worden.<sup>33</sup> Bekannt ist wiederum, mit welcher Akribie Schede im Falle seiner Psalmenübertragung und in Auseinandersetzung mit derjenigen Lobwassers prosodische, metrische, grammatische und musikalische Aspekte kommentierte. Sollten ihm diese, doch sehr verwandten Bemühungen um eine Grundlegung der deutschen Dichtung nach „gewissen regeln und gesetzen“ unbekannt geblieben sein? Das Gegenteil ist der Fall: Opitz kennt das umfangreiche Werk Schedes sehr gut, palimpsesthaft scheint es durch seine eigenen Ambitionen hindurch, die immer wieder agonal und ämulative auf die Schedes bezogen werden. So werden die *Klagelieder Jeremia* als Überbietung von Schedes Psalmenübersetzung inszeniert. In der Widmung heißt es:

Melissi enim, horridi multoties in Latinis etiam versibus (Lyrica pleraque sane divina excipio) Poetae, et alterius labor abstertere me aliosque non debet: cum praesertim haec tonorum apud nos et rythmorum accuratior observatio nunc demum post eorum memoriam aut inventa, aut exculpta sit.

Die Bemühungen des Melissus – eines Dichters, der auch in seinen lateinischen Versen oft nachlässig ist, die zumeist göttlichen Lyrica nehme ich einmal aus –, und die eines gewissen anderen Poeten [Ambrosius Lobwasser; J.R.] dürfen mich und andere nicht davon abhalten; zumal ja die genaue Rücksicht auf Betonung und Rhythmus erst jetzt entwickelt oder kultiviert wurde – nach dem Ableben der genannten Dichter.<sup>34</sup>

Das historische Argument wird zum Entschuldigungsgrund. Entschiedener noch als in der *Poeterey* skizziert Opitz eine Zivilisationsgeschichte der deutschen Dichtung. Autoren wie Lobwasser und Schede nehmen hier die Rolle einer archaischen („horridus“) Vorzeit ein, die abgelöst wird durch eine Phase der Kultivierung, die als vollzogen vorgestellt wird („exculpta“) – entscheidend durch das Wirken eines Martin Opitz, der seine Versreform und sich selbst bereits historisch sieht und beglaubigt. An die Stelle der *damnatio memoriae* tritt die gepflegte Herablassung, die den Konkurrenten in die Prähistorie der deutschen *Poeterey* relegiert.

Dass dies im Jahre 1624 anders ist, hängt entscheidend mit der Position Schedes in Zincgrefs „Anhang vnterschiedlicher außgesuchter Getichten anderer mehr teutschen

32 Jellinek (Anm. 10), S. 3.

33 Jellinek (Anm. 10), S. VI, nach Alexander Reifferscheid: Quellen zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland während des siebzehnten Jahrhunderts. Heilbronn 1889, S. 340, 342ff. und 869.

34 Opitz (Anm. 14), Bd. 2,1, S. 754.

Poeten“ und mit dessen innerer Struktur zusammen.<sup>35</sup> Zingref versucht hier in kulturpatriotischer Stoßrichtung „die Opitz’sche Versreform an eine deutsche Tradition zurückzubinden, die auch die voropitzsche Dichtung einschließt.“<sup>36</sup> Dieser Befund lässt sich weiter präzisieren. Zingref empfiehlt nämlich dem Leser seinen Anhang als eine Art „zugabe [...] zu einem Muster vnnnd Fürbilde / wornach du dich in deiner Teutschen Poeterei hinfüro etlicher massen zu regulieren“.<sup>37</sup> Damit tritt er in Konkurrenz zu Opitz’ eigenem *Buch von der deutschen Poeterey*, das ja in ähnlicher Weise – nur unter anderer Besetzung des Kanons – autoritative Modelle der *imitatio* bereitstellen will. An die Stelle der systematischen Übersetzung der anderen tritt hier allerdings die Nachahmung der eigenen Tradition. Der Ton ist wie im *Buch von der deutschen Poeterey* entschieden patriotisch, dennoch verfolgt Zingref eine diametral andere Begründungsstrategie und nationale Kulturgeschichte als Opitz. Opitz gebärdet sich auch in der volkssprachigen Dichtung als *Ancien*, sein Denkmodell ist die *imitatio veterum*. Daher wird die jüngst vergangene Tradition und Generation (Schede, Lobwasser usw.) zugunsten der *längst* vergangenen (mittelalterliche Dichter, Luther) unterdrückt. Als leuchtende Beispiele korrekter Prosodie zitiert Opitz Anfangsverse aus Luther-Liedern, in denen freilich die Erfüllung der neuen, akzentuierenden Metrik ebenso akzidentell und ‚präadaptiv‘ ist wie bei Schede (die Lieder Nr. 3 und 35 in der Sammlung von Hahn: „Erhalt uns Herr Bey deinem wort“ und „Mitten wir im leben sind“<sup>38</sup>). Opitz benötigt für seine Argumentation das Konstrukt einer ‚alten‘, aber inzwischen abgerissenen Tradition. Er ist der Dichter der Krise und des Autoritäts- und Orientierungsverlustes. Seine Leitbegriffe sind Vergessen und Erinnern oder die „newe bahn“. Die Kunst der mittelalterlichen Dichtung in der Volkssprache sei „von langer zeit her [...] zu ueben in vergessen gestellt“ worden.<sup>39</sup>

Anders Zingref. Schon die Vorrede lässt erkennen, wie systematisch er die Kontinuität gegenüber der Reprise und Renaissance betont. Opitz’ *Aristarch*, der ja der Sammlung beigegeben ist, wird auf diese Weise zum Zielpunkt einer Entwicklung, die bruchlos aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in die Gegenwart führt. Dazu nennt Zingref Namen, die bei Opitz allesamt fehlen, die Germanistik hat sie in den letzten Jahren sukzessive wiederentdeckt. Sie lauten: Johann Claius (Klaj), Johann Engerd,<sup>40</sup>

35 Opitz (Anm. 14), S. 218–290, hier S. 221–223.

36 Aurnhammer (Anm. 17), S. 282 bzw. S. 283f.

37 Opitz (Anm. 14), Bd. 2, 1, S. 218.

38 Martin Luther: Die deutschen geistlichen Lieder. Hg. von Gerhard Hahn. Tübingen 1967, S. 4f. (Nr. 3), Nr. 35; S. 53f.)

39 Opitz (Anm. 18), S. 25.

40 Vgl. Jan-Dirk Müller: Volkssprachige Anakreontik vor Opitz? Johann Engerd und seine Experimente zur deutschen Metrik. In: Mitteilungen des SFB 573 (2011/1), S. 7–14.

Ernst Schwabe von der Heyde,<sup>41</sup> schließlich Johann Fischart mit seinem *Glückhafft Schiff von Zürich*.<sup>42</sup> Dieses Werk sei „wohl der Römischen / Grichischen / Italiänischen vnd Frantzösischen Poesy an die seiten / wo nicht vorzusetzen“. Mit einem Wort: Zingref entwirft die Konturen einer eigenen rinascimentalen Tradition, einer volkssprachlichen Vorklassik, die lange vor Opitz auf dem Weg zu europäischer Statur gewesen sei. Statt, wie Opitz, die Tradition zu negieren, rekonstruiert er sie und bindet sie in einen Perfektionsprozess ein, der bruchlos und zielgerichtet in die Gegenwart – in diesem Falle: zu Opitz' *Aristarch* und *Teutschen Poemata* – führt.

Der Zingref'sche Anhang setzt die These von der bruchlosen Tradition performativ um. Er besteht aus 51 Stücken, die in einer wohl überlegten Weise zusammengestellt sind. Am Beginn stehen zwei patriotisch-paränetische Gedichte. Die *Vberreime / an die Teutsche Musa* des Doktors der Medizin Isaac Habrecht (1589–1633), dann ein Gedicht *An die Teutschen* von Zingref selbst. Letzteres mahnt dazu, für Deutschland jede Anstrengung in Kauf zu nehmen. Der Ton ist paränetisch: „Wohlan / wie daß jhr dann so still hienieden sitztet / – Vnd vor Teutschlandes Ehr nit auch ein wenig schwitzet“.<sup>43</sup> Der Tenor lautet: Deutsche Dichtung ist eine Frage der Ehre; der Aufstieg zu „deß Luftpferdts Herberge“<sup>44</sup> bleibt noch zu vollziehen. Es handelt sich um eine Gemeinschaftsaufgabe, die mit vereinten Kräften zu schultern ist. Kunst ist Kampf um und für die Ehre des Vaterlands. Dazu passt, dass Zingref am Ende der Sammlung eine „Vermanung zur Dapfferkeit“ einrückt, die sich an der Kampfparänese des altgriechischen Elegikers Tyrtaios inspiriert („nach form vnd art der Elegien / deß Grichischen Poeten *Tyrtaei*).<sup>45</sup> Dieser Ringkomposition steht eine nicht weniger komponierte innere Struktur gegenüber. 1. Eine Art historische Abfolge und Ordnung, die den kontinuierlichen Weg der deutschen Poeterey von den ‚alten‘ Dichtern wie Schede, Schallenberg oder Peter Denais in die Gegenwart zeigt. Dieser Weg bleibt immer an Heidelberg gebunden. Er führt vom älteren zum neueren Kreis, Michael Lingelsheim ist die verbindende Figur. Die Gegenwart wird durch Zingref selbst mit 22 Stücken repräsentiert – insofern lässt sich der Anhang in der Tat als poetische *aemulatio* Zingrefs mit Opitz auffassen. In diesem historisch-kontinuierlichen Rahmen fällt nun 2. Schede Melissus die ent-

41 Achim Aurnhammer: Neues vom alten Ernst Schwabe von der Heyde: Drei Sonette auf die Krönung des Kaisers Matthias (1612). In: *Daphnis* 31 (2002), S. 279–298.

42 Jan-Dirk Müller: Fischarts Gegenkanon. Komische Literatur im Zeichen der *imitatio*. In: Müller/Robert (Anm. 3), S. 281–321.

43 Opitz (Anm. 14), Bd. 2, 1, S. 220.

44 Opitz (Anm. 14), S. 219.

45 Opitz (Anm. 14), S. 286–290, hier S. 286. Dazu Wilhelm Kühlmann: „Vermanung zur Dapfferkeit“ (1622). Zingrefs Heidelberger Kriegsgedicht im Kontinuum der Tyrtaios-Rezeption des 16. bis 19. Jahrhunderts sowie Friedrich Vollhardt: Julius Wilhelm Zingrefs „Vermanung zur Dapfferkeit“ und die Popularisierung der Elegie durch Johann Michael Moscherosch. In: Kühlmann (Anm. 3), S. 165–189 bzw. 409–426.

scheidende Rolle zu. Denn seine fünf Gedichte bilden im suggerierten historischen Verlaufsprozess den Ausgangspunkt. Er ist der Erste, welcher der deutschen Poeterey die „bahn gebrochen“ hat, wie Opitz sagen würde. An den Beginn setzt Zingref einen Text, der an die patriotische Mahnung der Vorrede und der beiden Schwellengedichte anschließt – und dies in einer Weise, die man nahtlos nennen muss. Schede wird eingeführt als Vorgänger Zingrefs. Er ist in der Tat ein „Muster vnd Fürbilde“ deutscher Dichtung, und mehr noch: deutscher Haltung. Auch hier werden die ersten beiden Strophen zitiert:

Hin vnd wider / auff vnd ab /  
 Vil Land vnd Leut durchreiset hab;  
 Zu bekommen Lehr' vnd Verstand /  
 Auch frembder zungen sprach.  
 Gedultet hab manch vngemach:  
 Vmbsonst ist vil vnkosten angewand:  
 Gethan mirs wohl het's Vatterland.  
 Zu was nutz mir solchs gelinget /  
 Wans widerum das Glück mir nit reinbringet?

Teutschland (sage mit vergunst)  
 Begabet ist mit mancher Kunst /  
 Derer sichs gar nit schemen thar.  
 Hoch schetzen wir frembd ding /  
 Vnd achten vnsers für gering:  
 So doch das vnsrig andrer kunst vnd lär  
 Weit vbertrifft / wie offenbär.  
 Was brings dan für nutz vnd frommen /  
 Schätz suchen anderswo / doch lehr heimkommen?<sup>46</sup>

[...]

Opitz musste an der Zusammenstellung, ja an der bloßen Existenz des Zingref'schen Anhanges erheblichen Anstoß nehmen. Dieser relativierte als ämulative Parallelaktion die eigenen *Teutschen Poemata* und zugleich die theoretische Grundlegung des *Aristarch*. Gewiss war Opitz inzwischen in Sachen Prosodie zu neuen Überzeugungen gelangt. Umso prekärer war es, dass eben jener Schede in einem Text des Zingref'schen Anhanges – dem Rosina-Lied – diese Regeln im Grunde vorweggenommen hatte. Mehr noch: Zingref hatte durch das Arrangement der Ausgabe im Allgemeinen wie des Anhangs im Besonderen die unbedingte und voraussetzungslose Archegetenrolle des

46 Kühlmann (Anm. 3), S. 220f.

Martin Opitz in Frage gestellt – um *diese* „rettung meines gerüchtes“ ging es. Die kulturpatriotische „tabula-rasa“-Strategie,<sup>47</sup> die Opitz zeit seines Lebens verfolgen wird, ist vor allem der Versuch, die Geister der (Heidelberger) Vergangenheit – den Geist des Schede Melissus, den Zinzgref zu beschwören nicht müde wurde – endgültig loszuwerden. Das *Buch von der deutschen Poeterey* wurde in dieser Hinsicht zwingend nötig, nicht nur, um als *poeta vates* die neuen metrischen Naturgesetze zu verkünden. Die *Poeterey* diente vor allem dem Zweck, die relativierenden Effekte und Eindrücke der Zinzgref'schen Ausgabe einzudämmen und die kritische Verdrängungsarbeit der *damnatio memoriae* zu vollenden. Vor allem aber waren sie intendiert, den Schatten des großen Vorgängers Melissus Schede zu bannen, dessen ambitionierte Programmatik und Anerkennung in der gelehrten Welt Opitz' eigenen Anspruch auf Geltung und Autorität infrage zu stellen schien. Am Beginn der neueren deutschen Literatur steht nicht nur der Krieg, sondern die ‚Einflussangst‘. Der Erfolg der Verdrängung war durchschlagend: eine ganze Reihe der von Zinzgref erwähnten theoretischen Werke ist ebenso verloren wie Schedes übrige deutsche Dichtung, die uns allenfalls schemenhaft durch die Zitate – oder eben das Schweigen – der späteren durchscheint. Umso nötiger scheint es, Schedes *rerum vulgarium fragmenta* neu in den Blick zu nehmen.

---

47 In der Vorrede zu den *Teutschen Poemata* (GW 2.2, S. 173) heißt es pauschal: „Das was ins gemein von jetzigen Versen herumb getragen wirdt/ weiß ich warlich nicht/ ob es mehr vnserer Sprache zu Ehren, als schanden angezogen werden könne“.

